

Wissenschaftspolitik

Exzellenz, einmal wörtlich

Die deutsche Wissenschaftspolitik redet von Klasse und fördert Masse. Was Exzellenz wirklich bedeutet, zeigt ein Blick in die Vereinigten Staaten.

Von AXEL MEYER



Die Harvard Universität in Boston, Massachusetts

Als Doktorand war ich kein einziges Mal in der Mensa. In den achtziger Jahren im Fachbereich Zoologie an der University of California in Berkeley konnten wir an jedem Tag der Woche Lunchtime-Seminare belegen. So wurde die Zeit effizient genutzt, um das mitgebrachte Sandwich zu essen und gleichzeitig neueste Publikationen zu diskutieren oder geplante Forschungsprojekte und Ergebnisse vorzustellen. Diese Seminare hatten unterschiedliche Kulturen und Umgangsformen. Meist ging es milde und nachsichtig zu. Aber es gab auch den berühmten montäglichen „Eco-Lunch“, der von drei bis vier Professoren der Ökologie geleitet wurde, alle extrem kluge, belesene und erfahrene Weltklasseforscher. Die Stimmung war hier oft angespannt und messerscharf kritisch. Alle gaben ihr Bestes, und dennoch flossen mit großer Regelmäßigkeit Tränen, wenn Doktoranden wegen oberflächlicher Literaturkenntnis, hypothesenfreier Fragestellungen, falscher Statistik oder fehlerhaften Designs der Experimente kritisiert wurden.

Diese harte Schule forderte ihren Tribut. Obwohl schon bei der Zulassung zum Doktoranden-Studium in Berkeley extrem stark nach Qualität des geplanten Dissertationsprojekts – anhand von Noten, Test-Ergebnissen, mehreren Gutachten und persönlichen Interviews mit mehreren Professoren, die sich über den ganzen Tag hinzogen – gesiebt wurde, schaffte es nur rund die Hälfte der vielleicht fünf Prozent Besten, die überhaupt zum Doktorandenstudium zugelassen wurden, nach vier bis sieben Jahren mit einem Dokortitel abzuschließen. Ebenso ist es in Harvard, wo ich ebenfalls studierte. Ähnliche Zahlen kenne ich aus der State University of New York in Stony Brook, wo ich meine erste Professur hatte und für die Zulassung der Doktoranden verantwortlich war. Exzellenz bedeutet schließlich, dass nicht jeder exzelle sein kann. Es bedeutet Qualität und eröffnet Chancen.

Die hohe Abbrecherquote lag auch an dem „Preliminary Exam“, das wir nach ein bis zwei Jahren überstehen mussten. Es war eine intensive drei- bis vierstündige Befragung durch vier bis fünf Professoren. Die Prüfungsvorbereitung nahm üblicherweise ein Semester intensiven Lesens und Lernens in Anspruch. Nur rund zehn Prozent fielen durch diese Prüfung, und man durfte es auch ein zweites Mal probieren, aber die Angst bewog viele von uns, vorher das Handtuch zu werfen. Dann galt es natürlich noch eine Dissertation zu schreiben, für die in der Regel mindestens drei Publikationen als Erstautor in den besten internationalen Zeitschriften erwartet wurden. Meine Kommilitonen, die das alles überstanden, sind alle Professoren an angesehenen Universitäten geworden. Das war auch die unausgesprochene Erwartung an uns.

Ohne Selektion keine Weltspitze

In Deutschland ist es fast unmöglich, einem einmal zugelassenen Doktoranden nach drei bis vier Jahren keinen Dokortitel zu geben. Diese falsche Einstellung, nein, das Gesetz schreibt vor, dass feste Dreijahresverträge für Doktoranden abgeschlossen werden müssen. Sicherlich brauchen Doktoranden Planungssicherheit, aber es muss möglich sein, weniger Qualifizierten früh zu signalisieren, dass sie sich auf dem falschen Weg befinden. Das ist sowohl menschenfreundlicher als auch ressourcenschonend. Denn die Inflation von aus Mitleid oder Indifferenz vergebenen Titeln schadet dem Ansehen der Universitäten und den Doktoranden selbst, die sich mit der trügerischen Aussicht auf eine wissenschaftliche Karriere später von Vertrag zu Vertrag hangeln. Anstatt auf Masse sollte man auf Klasse setzen. Zur Exzellenz gehört natürlich Geld, viel Geld sogar, aber es muss klug eingesetzt werden. Denn ohne Auslese, Talent und Fleiß wird man nicht Weltspitze.

Die Selektion endet nicht mit dem Dokortitel. An der Harvard-Universität werden junge Wissenschaftler zunächst als Assistant Professor mit der Aussicht auf Festanstellung berufen. Aber nur rund zehn Prozent gelangen am Ende auf eine feste Professur in Harvard. In dem dafür zu bestehenden Tenure-Verfahren muss man sich quasi auf seine eigene Stelle wieder bewerben, und mindestens sieben Gutachter müssen dem Kandidaten mehr oder weniger unisono die Zugehörigkeit zu den zehn Prozent weltweit Besten im entsprechenden Feld bescheinigen. Die Mehrzahl der Assistenzprofessoren, die das nicht schaffen, bleiben im System und wechseln meist an weniger exzellente Universitäten mit Festanstellung oder zunächst ohne.

Als ich vor zwanzig Jahren nach Deutschland zurückkam, war das Wort „Elite“ verpönt und das Gleichheitsmantra noch weiter verbreitet als heute. Das hat sich zum Glück geändert, doch die Art und Weise, wie in Deutschland von oben herab entschieden wird, was „exzellente“ ist, verläuft gänzlich anders als in den Vereinigten Staaten. Universitäre Bewerbungen, internationale Kommissionen und geheime Sitzungen sind ein ungewöhnlicher Weg zur Exzellenz, wenn diese, wie in der Forschung, Anspruch auf internationale Anerkennung hat. Exzellenz muss vielmehr durch die summierte Reputation der Professoren und Qualität der Studenten über viele Jahre – und über Ländergrenzen hinweg – aufgebaut werden.

Fehlende Anreize zur Exzellenz

Der ehemalige britische Wissenschaftsminister Lord Robert May von der Oxford University bewertete 1997 in einem Artikel in „Science“ mit dem Titel „The Scientific Wealth of Nations“ die Effizienz weltweit führender Wissenschaftssysteme. Anhand semi-objektiver Kriterien wie Zitate, Patente und Impaktfaktoren analysierte er, wie viel die Nationen jeweils für das

eingesetzte Geld wissenschaftlich leisten. Lord Mays Statistik ist zwar veraltet, Deutschland steht heute besser da als noch vor zwanzig Jahren, und die Analyse erfasst insbesondere auch nicht den Aufstieg Chinas zur wissenschaftlichen Supermacht. Zudem ist die gegenwärtige Situation in den Vereinigten Staaten schlechter als vor zwanzig Jahren. Das Geld für Wissenschaft ist dort heute viel knapper als hierzulande. Und der Brexit wird dem britischen Forschungsstandort schaden. Diesen vielleicht nur temporären Vorteil sollten wir nutzen, um unsere besten Talente auszubilden und vielversprechende Forscher aus dem Ausland anzulocken. Dafür müsste das vorhandene Geld gezielt und nicht wie bisher vornehmlich mit der Gießkanne verteilt werden. 1997 war Deutschland nach Mays Analyse eher im Mittelfeld des wissenschaftlichen Impacts pro D-Mark angesiedelt. Die vermeintlich teure Schweiz dagegen ist wissenschaftlich erstaunlich effizient und überaus erfolgreich.

Warum ist das so? In der Schweiz erreichen nur rund neunzehn Prozent eines Jahrgangs die Befähigung zum Studium. In Deutschland sind es mehr als fünfzig Prozent. Sind wir wirklich mehr als doppelt so klug wie die Schweizer? Eher nicht, unsere Ansprüche sind nur geringer. Wer international die klügsten Talente anlocken will, muss dafür etwas bieten. Die Gehälter in Deutschland sind jedoch im Vergleich zur nahen Schweiz oder den Vereinigten Staaten um einen Faktor von zwei bis drei geringer. Auch die Gehaltsstrukturen sind zu starr, es fehlen institutionelle Leistungsanreize. In den Vereinigten Staaten werden Professoren üblicherweise nur für neun Monate im Jahr bezahlt. Das „Sommergehalt“ kann durch Drittmittel um mehr als dreißig Prozent aufgebessert werden. Zudem gibt es in den Vereinigten Staaten riesige Gehaltsunterschiede innerhalb und zwischen den Fachbereichen. So schafft man Anreize, sich auch in der beamteten Festanstellung weiter anzustrengen.

In China werden Belohnungen in der Höhe ganzer Jahresgehälter für eine Publikation in „Science“ oder „Nature“ gezahlt. Dagegen sind die hiesigen Gehaltszulagen von üblicherweise wenigen hundert Euro lächerlich klein. Die Schweiz, und damit sind auch die vielen dort beschäftigten internationalen Wissenschaftler (darunter viele Deutsche) gemeint, ist bei der Einwerbung von EU-Forschungsmitteln beim European Research Council weitaus erfolgreicher als Deutschland. Sie wirbt auch weitaus mehr Mittel ein, als sie den EU-Topf einzahlt; im Gegensatz zu Deutschland, das nur etwas mehr als die Hälfte des in den ERC eingezahlten Geldes wieder herausbekommt. Internationale Reputation zieht nicht nur die besten Professoren an, sondern, was vielleicht noch wichtiger ist, die weltweit besten Studenten. Die kommen aber nicht nach Deutschland, sondern gehen meist immer noch an die Top-Unis in die Vereinigten Staaten. Außerdem verlieren wir weiter viele unserer größten Forschertalente ins Ausland.

Zum Prinzip der Elite gehört per Definition, dass nicht jeder dazugehören kann. Ein Harvard, Oxford oder eine Art „Ivy League“ würde dem deutschen Wissenschaftsstandort viel besser tun als eine „stumpfe Spitze“ von mehr als zehn nach politischem Kalkül geographisch verteilten „Exzellenzuniversitäten“.

Axel Meyer ist Zoologe und Evolutionsbiologie in Konstanz

Quelle: F.A.Z.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2001–2018
Alle Rechte vorbehalten.